**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

**Band:** 83 (1989)

**Heft:** 12

**Artikel:** DDR im Herbst 1989 : Reisetagebuch vom 26. Oktober bis 9. November

**Autor:** Schmutz, Andreas

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-143510

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

*Andreas Schmutz*

# DDR im Herbst 1989

## Reisetagebuch vom 26. Oktober bis 9. November

### «So spannend wie noch nie»

26. Oktober. Zögern. Dies ist das erste Wort auf dieser Reise. Ich habe heute morgen gezögert aufzubrechen und sitze jetzt zögernd im Zug. Seit zwanzig Jahren reise ich regelmässig in dieses Land, das mir einerseits so vertraut und anderseits so fremd ist, dass ich manchmal gar nicht weiss, ob es die DDR wirklich gibt oder ob sie nur ein Teil meiner Innenwelt und Phantasie ist. Aber jetzt steht sie jeden Tag in den Schlagzeilen unserer Medien. Massendemonstrationen in Leipzig, Rücktritt von Honecker, anhaltende Massenflucht. Ich habe keine Ahnung, was in den nächsten Tagen in der DDR auf mich wartet. Der Zug fährt durch das sonnige, herbstliche Rheinland. Die bunten Herbstblätter werfen die Sonnenstrahlen vielfarbig zurück.

«Aus was für einem langweiligen Land kommst du? Hier ist es so spannend wie noch nie.» Mit diesen Worten neckt mich Hannah bei der Begrüssung in der Halle. Sie kommt gerade vom ersten grossen Gespräch des Bürgermeisters mit der Bevölkerung. Der Saal hat die Menschen bei weitem nicht fassen können, viele mussten dem Gespräch über Lautsprecher auf der Strasse folgen. Detlef erzählt mir beim Abendbrot in der Küche die Chronologie der Ereignisse, wie er sie erlebt hat: «Es hat in den letzten Jahren schon Ansätze zu Öffnungen gegeben, aber die meisten Leute waren zu müde und zu deprimiert, um diese Freiräume zu nutzen. Erst der Wahlbetrug der Regierung hat die Leute aufgerüttelt. Die offensichtliche Hilflosigkeit der Machthaber, auf die Wahlen, auf die Ausreisewelle und auf die ersten Demonstrationen zu reagieren, hat die Menschen aus ihrer Lethargie herausgerissen. Dann kam der harte Polizeieinsatz am 7./8. Oktober in Berlin. Dieser brutale Einsatz der Polizei hat den Aufstand der Bevölkerung im ganzen Land provoziert und ausgelöst.»

### Neue Öffentlichkeit

27. Oktober. Ich besuche mit Hannah und Detlef die Mahnwache auf dem Kirchhof der Georgenkirche. Seit dem Polizeieinsatz am 7./8. Oktober in Berlin fordern in der ganzen DDR Mahnwachen die Freilassung der Verhafteten. Ein einfacher Marktstand mit einer Zeltplane als Regenschutz, Stellwände mit Zeitungsausschnitten und schlecht lesbaren Vervielfältigungen, auf einem Fenstersims der Kirche angebrannte weisse Kerzen. Viele Menschen lesen still die Informationen an den Stellwänden. Ganze Belegschaften von Krankenhäusern treten gemeinsam aus dem Schweigen heraus: «Bürger, wenn nicht bald entscheidende Massnahmen getroffen werden, können wir euch immer weniger helfen.» Das Gesundheitswesen ist von der Ausreisewelle besonders hart getroffen, zudem fehlt es in den Krankenhäusern an den elementarsten Materialien.

Man hat den Eindruck, dass viele Menschen, die gestern noch offizielle Parolen vertreten haben und nur im Freundeskreis gesagt haben, was sie wirklich denken, dies nun auch in der Öffentlichkeit tun. Hannah sagt: «Unsere Medien wurden von einem Tag auf den andern, wie auf Knopfdruck, völlig anders. Du weisst plötzlich nicht mehr, ob du einen Ost- oder Westsender hast.»

Nach der Anmeldung bei der Polizei bringt mich Detlef zum Bahnhof. Ich reise weiter zum Herbsttreffen eines Theologischen Gesprächskreises, den ich 1976 mitgeholfen habe zu gründen, und der zu meiner Freude immer noch existiert. Er besteht aus einigen linken Theologinnen und Theologen aus der DDR, aus Westberlin und aus

der BRD. Von 1975 bis 1980 habe ich selber in Berlin gewohnt und habe viele Kontakte in der DDR bekommen. Seit zwei Jahren gehören zum Kreis auch einige Marxistinnen und Marxisten, SED-Mitglieder. Ich bin gespannt auf die Erfahrungsberichte nach den letzten, ereignisreichen Tagen.

Auf dem Bahnhofplatz von Aschersleben warte ich auf Friedemann, der mich mit dem Auto zum Tagungsort mitnehmen soll. Am dunstigen Abendhimmel schiebt sich die Sonne langsam hinter einem Kirchturm vorbei, bis sie ganz hinter den Hausdächern verschwunden ist. Ich schaue dem Kommen und Gehen der Menschen am Bahnhofplatz zu. Ich habe das dumpfe Gefühl, dass die DDR, die ich vor zwanzig Jahren zum ersten Mal besucht habe, so wie sie bis jetzt gewesen ist, bald der Vergangenheit angehören wird. Was dann aus diesem Land werden wird, weiss heute noch niemand. Für uns Westler war die DDR immer etwas Zwiespältiges. Bis vor einigen Jahren noch war sie in all ihren Widersprüchlichkeiten eine Art Hoffnungsträger, zugleich war sie aber auch ein Land mit vielen Mangelerscheinungen, in welchem man als Westler gerngesehener Gast war. Man brachte immer etwas mit, was hier fehlte, die einen Kaffee und andere materielle Güter, die anderen Informationen und ökumenische Kontakte. Als Westler wurde man hier herzlicher empfangen als sonstwo in der Welt, auch herzlicher als DDR-Bürger im Westen.

## Der politische Dienst der Kirche

Nach dem Eintreffen der Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer kommen auch die Informationen über die Ereignisse der letzten Tage zusammen, aus Leipzig, aus Rostock, aus Berlin und auch aus kleineren Orten. Die DDR-Leute kommen alle gerade von überwältigenden Aktionen und helfen sich gegenseitig, die Einzelerfahrungen zu einem grösseren Bild zusammenzusetzen. Wir Westler hören staunend zu. In Rostock hat zur ersten Demo am 21. Oktober ein 15-jähriger Schüler aufgerufen. Er hat mit der Schreibmaschine Zettel geschrieben und in der Stadt aufgeklebt: «Kommt alle zur Demo am Samstag. Ort. Zeit. Bringt Kerzen mit. Keine Gewalt!» Es kamen 2000. Am Samstag darauf kamen spontan 20 000. Roland aus Leipzig neckt die Rostocker. «Seid ihr Mecklenburger jetzt endlich aufgewacht? Leipzig hat in den letzten Tagen Geschichte geschrieben!» Er erzählt, wie er die unbeschreibliche Spannung erlebt hat, als 300 000 Menschen auf die Strasse gingen und man damit rechnen musste, dass die schwerbewaffnete Polizei zur «chinesischen Lösung» ansetzen würde. Die Polizei hatte die Demonstration schon umstellt. Dass die Demonstrationen bis jetzt ruhig und gewaltlos verlaufen sind, ist vor allem dem Umstand zu verdanken, dass sie sich in Kirchen versammelt haben und erst nach den Fürbitt-Gottesdiensten auf die Strasse gingen. Winfried sagt: «Wenn die Kirche zum Dableiben aufruft und zu Gewaltfreiheit beiträgt, dann leistet sie einen enormen politischen Dienst.»

Für mich ist wichtig, dass in diesem Theologischen Gesprächskreis Christinnen und Christen zusammen mit SED-Genossinnen und -Genossen schon lange eine gemeinsame Vertrauensbasis gefunden haben. Eine junge Genossin, die im Parteiapparat arbeitet, erzählt, wie sprachlos und hilflos viele Staats- und Parteifunktionäre den Massenprotesten gegenüberstehen. «Die haben immer zuerst auf die Weisungen von oben gewartet, und jetzt kommt von oben nichts mehr, weil auch die oben ganz hilflos sind. Jetzt müssen plötzlich alle eigenverantwortlich entscheiden und handeln, aber das haben sie nie gelernt.» In Rostock hat der Bürgermeister vor der grossen Demo am Donnerstag in aller Eile Vertreter der Kirche, des «Neuen Forum» und der Volkspolizei um den Rathaustisch versammelt. Man hat sich geeinigt, dass alle mithelfen, Gewalt zu verhindern, und dass am Montag die inhaltlichen Gespräche in dieser Zusammensetzung weitergeführt werden müssen. In der Krisensituation ist deutlich geworden, dass der gewählte Stadtrat die tatsächlichen gesellschaftlichen Kräfte nicht genügend repräsentiert. Deshalb musste der Bürgermeister eine völlig anders zusammengesetzte Gruppe um den Rathaustisch versammeln, um seine Regierungsfunktion wahrnehmen zu können.

Jemand fragt, was wohl aus der Kirche werden wird, wenn der sich zusammenbrauende Sturm vorbei sein wird. Noch ist

die Kirche an vielen Orten der einzige Raum, in dem sich die Aufbruchbewegung sammeln kann. Aber die Bewegung muss aus der Kirche heraus, damit auch diejenigen Leute anfangen mitzureden, die nicht in eine Kirche gehen. Aber was wird dann aus der Kirche werden, wenn das ganze kritische Potential, das sich über Jahre unter dem Dach der Kirche angesammelt hat, plötzlich aus der Kirche heraus ist? Hartmut sieht da kein Problem: «Die Kirche hat im Verlauf ihrer Geschichte viele soziale Funktionen gehabt, die dann von der Gesellschaft übernommen worden sind, z.B. Schulen, Krankenhäuser, das ganze Gesundheitswesen. In der DDR hat die Kirche nun Raum angeboten für kritische Gruppen, weil der Staat nicht in der Lage gewesen ist, diesen Raum zu schaffen. Aber jetzt schaffen sich diese Gruppen selber ihren gesellschaftlichen Raum. Der Auftrag der Kirche aber bleibt der gleiche, den sie immer gehabt hat, auch in einer neuen Situation.» Andere Tagungsteilnehmer sind da etwas besorgter. Sie fürchten, dass einerseits kritische Gruppen aus der Kirche herausgehen werden und dass dafür anderseits vermehrt Leute in die Kirche kommen werden, die sich bis jetzt, aus Angst vor Nachteilen, nicht getraut haben. Zudem warten die Charismatiker schon lange auf den Rechtsruck in der Kirche. Nach ihnen soll die Kirche wieder «politikfrei» werden. Es wäre aber schade, wenn der aktuelle Informationsteil, der in den Fürbitte-Gottesdiensten zu einem wichtigen Teil der Liturgie geworden ist, jetzt wieder verlorengehen würde.

Man wird sich bei diesem Gespräch bewusst, wie wichtig es sein wird, dass wir auch in Zukunft die ökumenische Verbindung mit der Kirche in der DDR weiterpflegen, wenn die Kirche nicht mehr im Rampenlicht der westlichen Medien steht, wenn sie nicht mehr Gastgeberin für alle möglichen illustren Gruppen sein wird.

## Der gesellschaftliche Prozess ist in vollem Gang

28. Oktober. Wir nutzen den wunderschönen Samstagnachmittag für einen Ausflug zum «Hexentanzplatz» in Thale. Wenn das Wetter noch etwas klarer wäre, könnte man den «Brocken», den legendären Blocksberg, sehen. Die Gespräche gehen während dem Spaziergang weiter. Helga sagt: «Den ganzen September durch hatte ich Bauchschmerzen. Es war eine so drückende Stimmung im Land. Noch am 5. Oktober war das einzige Thema die Ausreisewelle. Aber seit der ersten Demo sind die Bauchschmerzen weg. Jetzt geht es um die Zukunft in unserem Land.»

29. Oktober. Am Sonntagmittag ist die Tagung zu Ende. Ich kann mit den Freunden aus Rostock im Auto mitfahren, 400 Kilometer, vom Harz nach Mecklenburg. Nachdenklich, müde und auch ein wenig trübsinnig sitze ich im Auto. Das Wetter hat inzwischen umgeschlagen. Der Himmel ist grau. Die Häuser sind grau. Die Felder sind grau. Ich schaue lange einem alleinstehenden Baum nach; ohne Blätter, halb verdorrt, steht er in der öden Landschaft.

30. Oktober in Rostock. Ich bin überrascht, wie ruhig Helga, Fred und Stephan mitten in den sich überstürzenden Ereignissen stehen. Sie sind nicht überrascht worden. Solange ich Fred kenne, beeindruckt er mich durch seine klare theologische und politische Arbeit. Er ist seit Jahren mit Marxisten im Gespräch, weil er wie sie die Vision einer sozialistischen Gesellschaft hat. Seine Gesprächsbeiträge kommen immer aus einem sorgfältig durchdachten christlichen Glauben, der fähig ist, den Partnern zuzuhören. Fred findet die Kundgebungen auf der Strasse notwendig, damit der längst überfällige Reformprozess endlich in Gang kommt. «Aber nach den Kundgebungen müssen so schnell wie möglich konkrete und kompetente Sachgespräche anfangen, damit die anstehenden Probleme gelöst werden können. Analysen und Konzepte liegen längstens in den Schubladen, aber bis jetzt ist der gesellschaftliche Prozess durch die verkrusteten Strukturen blockiert worden.» Mehrere Male klingelt das Telephon. Der gesellschaftliche Prozess ist in vollem Gang.

## Der Schock von 1953

31. Oktober. Ich fahre im Zug durch die schöne Mecklenburger Landschaft nach Berlin und freue mich auf das Wiedersehen mit Jalda. Jalda ist die Tochter von antifaschistischen Widerstandskämpfern und

ist, wie ihre Eltern, Mitglied der SED. Sie entstammt der kleinen Gesellschaftsschicht, die nach dem Krieg voll Hoffnung die sozialistische Gesellschaft aufbauen wollte, damit Faschismus nie mehr möglich sein wird. Der grösste Teil der Bevölkerung hat bei diesem Unternehmen mehr widerwillig als begeistert mitgemacht.

Wie hat wohl Jalda die Polizeieinsätze vom 7./8. Oktober erlebt, rund um die Gethsemane-Kirche, unmittelbar vor ihrer eigenen Haustür? «Du, das war die SS, die da auferstanden ist und auf die Leute eingeknüppelt hat.» Betroffen lese ich in einem der inzwischen vervielfältigten «Gedächtnisprotokolle»: «Ich erlebte, dass Menschen wahllos herausgegriffen und von 2 bis 3 Uniformierten über die Strasse geschleift und mit Schlagstöcken verprügelt wurden. Ich hörte nur noch Schmerzensschreie, die durch Befehle wie ‹Greifen!› durchbrochen wurden. Ich sah, wie ein älterer Mann vor meinen Augen an den Haaren gepackt und immer wieder mit dem Gesicht auf die Strasse geschlagen wurde, von drei Uniformierten.» Unter jedem Protokoll steht «Name ist der Redaktion bekannt». Jalda erzählt: «Die Polizei hatte vorsorglich ganze Krankenhausabteilungen frei gemacht für die zu erwartenden Verletzten und Garagen für die Verhafteten.» Ich frage: «Aber wie konnte es zu einem solch brutalen Polizeieinsatz kommen?» «Die alten Männer im Politbüro haben immer noch den Schock von 1953 im Nacken. Sie wollten den Aufstand von 1953 verhindern. Sie haben überhaupt nicht begriffen, um was es 1989 geht. Den Polizisten ist vor dem Einsatz gesagt worden, die Gethsemane-Kirche sei voll mit Skins und die Demonstranten hätten vor, jeden Polizisten, den sie erwischen, aufzuknüpfen. In diesem Land ist in den letzten Jahren kaum noch regiert worden, es wurde nur noch jede Dynamik von unten verhindert. Deshalb haben sich die Probleme so angestaut. Die Mobilisierung der Massen lief dann zu einem guten Teil über die Rock-Musiker. Die haben eine Erklärung verfasst und vor jedem Konzert vorgelesen, zusammen mit den Gedächtnisprotokollen.» Jalda ist Sängerin, allerdings von leiserer Musik. Sie hat sich der Erklärung der Rock-Musiker angeschlossen.

1. November. Bei Jaldas Nachbar – auch er ein junger SED-Genosse – ist ein sowjetischer Schriftsteller zu Gast. Er nervt die Leute mit schlechten Neuigkeiten aus der Sowjetunion. Es sieht nicht gut aus um die Perestroika. Die Leute wollen das nicht hören, sie brauchen jetzt Hoffnung und nicht Demoralisierung.

### «Sieg des Luxemburgismus über den Stalinismus»

2. November. Die Ereignisse überschlagen sich. Die im Volk wenig beliebte Erziehungsministerin Margot Honecker hat ihren Rücktritt angekündigt. Der Gewerkschaftsboss Harry Tisch versucht noch, sich an die Spitze des Reformzuges zu stellen, aber er wird vom Zug überrollt und tritt auch zurück. Manfred Gerlach von der Liberaldemokratischen Partei fordert den Rücktritt der Regierung. Die Volksbewegung ist wie eine grosse Welle, die die alten, maroden Strukturen wegfegt.

Ich besuche meine alten Freunde von der Gossner-Mission, mit denen ich 1975-1980 eng zusammengearbeitet habe. Alle sind betroffen von der Schnelligkeit der Ereignisse. Erwartet haben sie den Umbruch schon lange, aber so schnell und heftig hat ihn niemand erwartet. Jemand sagt beim Mittagessen: «Im Moment steht die Kirche im Brennpunkt. Vorher waren 30 zum Gottesdienst, jetzt sind es plötzlich 3000, und nachher werden es vielleicht noch 20 sein. Es wird sich jetzt zeigen müssen, wieviel geistliche Substanz in der Kirche ist. Wir werden da in ganz neuer Weise gefordert werden.» Das schlichte Abendmahl, das die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Gossner-Mission immer am Donnerstag während dem Mittagessen feiern, ist mir an diesem Tag besonders wichtig.

Am Abend besuche ich Peter. Er arbeitet beim Rundfunk, ist Mitglied der SED. Wir befinden uns seit Jahren in einem privaten christlich-marxistischen Gespräch. «Bei uns im Rundfunk hat der Aufbruch von unten schon im Februar begonnen. Jetzt haben wir den West-Medien die Show gestohlen, jetzt hören die drüben uns.» Wir unterhalten uns bis tief in die Nacht. Peter sagt: «Das Volk hat die stalinistischen Fesseln aus eigener Kraft abgeworfen. Das ist ein Sieg

des Luxemburgismus über den Stalinismus. Für Rosa Luxemburg war die führende Rolle der Partei nie eine Machtfrage. Die Macht gehört nicht einem zentralistischen Parteiapparat, sondern dem Volk. Die Partei soll die Massen politisch führen, dadurch, dass sie die progressivsten Losungen hat. Sie soll mit den Massen siegen – oder unterliegen.» Wir diskutieren lange über die Fehlentwicklungen des Stalinismus. Stalin kam aus der Tradition der Terroristen im zaristischen Reich, von da kam der Grundsatz, dass der Zweck die Mittel rechtfertigt. Er hatte zudem die verhängnisvolle Meinung, die grösste Gefahr komme nicht von den deutschen Faschisten, sondern von den deutschen Sozialdemokraten. Stalin hat die antifaschistische deutsche Arbeiterbewegung an die Faschisten verraten. Wir haben schon früher über diese Fragen diskutiert. Aber nun ist die Diskussion öffentlich ausgebrochen, in der Sowjetunion und jetzt auch in der DDR. Wir kommen auf den gleichen Punkt zu sprechen, auf den in diesen Tagen jede Diskussion früher oder später kommt: Gleicht die Bewältigung der anstehenden ökonomischen Probleme nicht der Quadratur des Zirkels, wenn die DDR dem Schicksal Polens und Ungarns entgehen will, über eine starke Verschuldung in ein Billiglohn-Hinterland der kapitalistischen Länder verwandelt zu werden, in eine Art Lateinamerika Westeuropas? Wenn die westlichen Medien jetzt laut nach «echten» Reformen schreien, dann meinen sie damit die Beseitigung der sozialistischen Strukturen, die den freien Markt behindern.

4. November. Massenkundgebung in Ostberlin. Ich habe noch nie so etwas erlebt. Die riesige Menschenmenge ist friedlich, ist voll Phantasie und lässt mich trotzdem so etwas wie eine Urgewalt fühlen. Noch ist nicht deutlich, wohin diese Urgewalt treibt. Nur etwas ist deutlich: Die Macht des bisherigen Systems *ist* gebrochen. Im Moment ist die wirkliche Macht hier auf der Strasse. Vorsorglich hat Egon Krenz am Vorabend in einer Fernsehansprache den Rücktritt von drei Politbüro-Mitgliedern bekanntgegeben, der in den letzten Demonstrationen immer gefordert worden ist, vor allem den Rücktritt von Stasi-Chef Erich Mielke. Ich schwanke zwischen Skepsis und Euphorie. Kein Zweifel, das politische Bewusstsein dieser Menschen hier auf dem Alexanderplatz ist höher als in einem der mir bekannten westlichen Länder. Aber die gesamteuropäischen Rahmenbedingungen, in denen dieser Aufbruch geschieht, geben dem Projekt einer sozialistischen Erneuerung wenig Chancen. Plötzlich schlägt die Stimmung auf dem Platz in Wut und Aggressivität um. Auf dem Rednerwagen wendet sich der ehemalige hohe Stasi-Funktionär und heutige Gorbatschow-Vertraute Markus Wolf an die Menge und wirbt um Vertrauen in die SED. Alle auf dem Platz wissen, dass Markus Wolf ein Vertrauter und Berater von Hoffnungsträger Gorbatschow ist. Aber in seiner Person verkörpert sich die ganze Widersprüchlichkeit, in der die SED sich befindet. «Aufhören! Aufhören!» rufen die Menschen rund um mich herum. Eine einzelne Frau ruft dazwischen: «Weiterreden lassen!» Neben mir steht eine Gruppe von Männern, die durch ihre Unauffälligkeit auffallen. Auch sie rufen mit ausdruckslosem Gesicht: «Aufhören!» Stasi-Funktionäre. Man erkennt sie gleich. Solange dieser Apparat nicht entmachtet ist, glauben die Demonstrierenden nicht an die Unumkehrbarkeit des Reform-Prozesses.

## Kein «Wiedervereinigungs-Gerede» in der DDR

5. November. Jalda hat mich zur Grenzübergangsstelle Friedrichstrasse begleitet. Die Stimmung an der Grenze ist locker und entspannt. Zum ersten Mal seit Jahren habe ich beim Grenzübergang nicht das Gefühl, dass Ost- und Westberlin auf zwei verschiedenen Planeten liegen.

Ich wohne in Westberlin bei Klaus und Susanne. Sie hören sich meine teilweise euphorischen Berichte skeptisch an. Seit Wochen haben die westdeutschen Medien pausenlos über die DDR berichtet. «Dieses Wiedervereinigungs-Gerede ist kaum auszuhalten.»

6. November. Auch bei Peter und Johanna stossen meine Beurteilungen auf Skepsis. Es macht offenbar einen grossen Unterschied, ob man die letzten Tage in der DDR erlebt hat oder ob man den westdeutschen Medien ausgesetzt war, die einem von jedem Zeitungsstand aus bearbeiten. In der DDR habe ich das Wort «Wiedervereini-

gung» kaum gehört. Die Stimmung war vielmehr durch das Bewusstsein geprägt: «Das haben wir aus eigener Kraft geschafft», und durch den Wunsch, dass man nicht eine zweite, etwas schlechtere BRD werden will, sondern eine bessere DDR.

Ich lese in einer Kneipe den neuen «Spiegel». Rudolf Augstein denkt in einem Kommentar über die Wiedervereinigung nach: «Die USA sind stolz auf ihre Wirtschaftsmacht, ebenso Japan. Aber Deutschland, zerstückelt und verkürzt, soll seine Wirtschaftsmacht, tatsächlich dann die drittstärkste der Welt, nicht nutzen dürfen. Was wäre denn da so gefährlich? Das Prestige der Franzosen, die 1939 in den Krieg geprügelt werden mussten; das Prestige Englands, das Falkland noch nötig hatte und das uns zweimal, 1918 und 1945, besiegt hat? Sollen sich doch beide ein Beispiel an den Polen nehmen, denen übler mitgespielt worden ist als allen anderen zusammen! *Sie* wissen die deutsche Wirtschaftsmacht zu schätzen, sie wünschen sie sich geradezu herbei» (Spiegel 45/1989, S. 23).

Viele Polen nehmen die Wirtschaft mittlerweile in die eigene Hand. Sie kaufen in Polen Butter, Würste und andere Konsumgüter und fahren mit ihrem Fiat-Polski nach Westberlin. Dort verkaufen sie ihre Waren auf dem neu entstandenen «Polenmarkt» preisgünstig an die Türken. Mit einem solchen Wochenendausflug verdienen sie, dank der grossen Inflation in Polen, mehr, als wenn sie in Polen einen ganzen Monat arbeiten. In Polen droht im nächsten Winter Hunger.

Ich lese in der «Jungen Kirche» 10/89 den Artikel von Ton Veerkamp: «Nachdem die Schulden den Sozialismus aufgefressen haben, erweisen sie sich als demokratieresistent.» Er untersucht darin die Auswirkungen der hohen Auslandschulden von Polen, Ungarn und Jugoslawien auf die Lebensbedingungen in diesen Ländern, die wesentlich von den Auflagen bestimmt werden, die der Internationale Währungsfonds an die Gewährung von neuen Krediten knüpft. Unter der Überschrift «Kapitalströme bergauf» zeigt Ton Veerkamp, dass heute aus Ungarn, Polen und Jugoslawien – genaugleich wie z.B. aus Brasilien – mehr Kapital in die reichen westlichen Länder fliesst als umgekehrt, weil die Zinsen, die bezahlt werden, höher sind als die neuen Kredite. Ton sagt mir im Gespräch: «Nicht der Westen macht heute eine ‹Marshall-Plan-Hilfe› für Polen, sondern umgekehrt Polen für den Westen. Kapitalisten haben noch nie aus Menschenfreundlichkeit geholfen, sondern damit mehr herauskommt, als sie hineinstecken.»

## Erschütterung, aber kein Zusammenbruch

8. November. Mit grossen Buchstaben informiert mich die «Bild-Zeitung»: «Regierung der DDR zurückgetreten». Auch das Polit-Büro der SED ist zurückgetreten. Am Abend überträgt die «Aktuelle Kamera» (vom Fernsehen der DDR) eine Demonstration der SED-Basis vor dem Gebäude, in dem das Zentralkomitee der SED die neue Mannschaft zusammenstellt. Es sind etwa 50 000 Menschen da. Endlich formiert sich die SED-Basis. Deutlich wird unter anderem gefordert, dass die Frauen auf allen Entscheidungsebenen stärker vertreten sein müssen.

9. November. Ich fahre mit dem Nachtzug in die Schweiz zurück. Die anderen Reisenden in meinem Liegewagen-Abteil schlafen schon. Ich liege noch wach. Die vielen Eindrücke und Gedanken der letzten Tage kreisen mir durch den Kopf. Der Zug fährt holperig über die veralteten Geleise durch die DDR. Im September 1988 und im März 1989 fuhr ich auch mit dem Nachtzug nach einem Aufenthalt in der DDR über diese Strecke nach Hause. Beide Male war ich sehr besorgt. Ich hatte das Gefühl, Ost- und Westeuropa seien zwei tektonische Platten, die sich langsam verschieben und in der Mitte, da wo die Platten zusammenstossen, sei die DDR, sei Berlin. Ich hatte Angst, das Zusammenkrachen der alten, stalinistischen Strukturen könnte ganz Europa in einen Strudel ziehen. Jetzt hat die erwartete Erschütterung die DDR erreicht. Ich empfinde eine starke Erleichterung. Der Wandel ist wie ein Wirbelwind über die DDR gefegt, aber er verlief bis jetzt besser, als ich zu hoffen gewagt hätte. Allerdings sind die Probleme dadurch noch nicht bewältigt, sie sind bloss in ihrer ganzen Dramatik offenbar geworden.

10. November. Wieder in Bern. Über

nichts mehr verwundert, sehe ich in der «Tagesschau», dass das Zentralkomitee der SED beschlossen hat, die Grenze für alle Bürger zu öffnen und die Mauer teilweise abzubrechen. Gott sei Dank! Endlich rennt das Krisenmanagement mit den neuen Männern an der Spitze nicht mehr mit hängender Zunge hinter den Ereignissen her, sondern macht eine offensive Politik, die im In- und Ausland Vertrauen schaffen kann. Während ich den Koffer auspacke, gehen die Gedanken zu den Menschen, denen ich in den letzten Tagen begegnet bin. Wie erleben sie jetzt wohl diesen Augenblick?

---

*Peter Winzeler*

# Von der Not und Verheissung des «realen Sozialismus»

## Brief an einen Pfarrergenossen in Seldwyla

West-Berlin, 6. Oktober 1989

Lieber Freund

Du fragst mich, der ich nun solange in West-Berlin wohne und versuche, wenn nicht «in», so doch «mit dem Sozialismus zu leben», was ich vom Exodus der ostdeutschen Nachbarn halte? Ob das Experiment der «Kirche im Sozialismus» zu Ende gehe, bevor es recht angefangen habe? Und ob der «reale Sozialismus» überhaupt noch Zukunft habe?[1]

### Die unerträglichen «westlichen» Deutungen

Seither haben uns hier die Ereignisse überrollt. Fünfzig Jahre nach dem Überfall auf Polen hörten wir auf allen Sendern wieder lautes «Deutschland, Deutschland»-Rufen! Und was immer die einzige sozialistische Partei, die auf deutschem Boden je Macht besass, dagegen unternimmt – sie feiert gerade trotzig den 40jährigen Bestand der DDR –, soll sie als böser Bube dastehen. Dennoch möchte ich antworten, dass ich nicht glaube, mich geirrt zu haben, sondern – aufgrund der noch härteren Elendstatsachen im Globalkapitalismus[2] – daran festhalte, dass die ökumenische Kirche im Zeitalter des Sozialismus lebt. So kann ich die unerträglichen «westlichen» Deutungen der Lage nicht unwidersprochen lassen, zumal nicht die Berichterstattungen, die fortwährend Öl ins Feuer giessen und unzufriedene Bürger und Bürgerinnen der DDR penetrant dazu aufstacheln, auf allen Wegen die «Flucht» zu ergreifen (oder in Massenstreik zu treten). Denn ich bin erschüttert und entsetzt, nicht ob der bekannten Not des hier «real existenten» Sozialismus (die von den Werktätigen zu ertragen im Vergleich zum Massenelend in der Dritten Welt, aber jetzt auch in Rumänien[3] oder Jugoslawien, Polen und Ungarn ein «leichtes Joch» sein dürfte), sondern ob der Schadenfreude, Lüge, Dummheit und Heuchelei, mit der unsere *«Zweidrittelgesellschaft»* die Dinge anheizt und kommentiert.

Das «Boot» sei voll, hörte man bisher sagen (es wurden Asylsuchende abgewiesen, aber auch Lehrer und Lehrerinnen, Pflegepersonal oder Postangestellte entlassen). Und wer seit der Bonner «Wende» die «Deregulierung» des «sozialen Netzes» beobachtet, kann sich nur wundern, welche Gelder nun für die Destabilisierung des «Arbeiter- und Bauernstaates» locker gemacht werden. Uneigennützige «humanitäre Hilfe», keine bewusste Einmischung?[4] Ein gut Teil der verursachten Panik haben sich die auf die Anklagebank versetzten «Kommunisten» durch die jüngste (fast all-